



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Literatur der deutschen Geschichte und Alterthumskunde. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

hauptsächlich Kant als ihren eigentlichen Begründer bekämpft, vergißt er, daß eine Lehre, welche das Wesen der Dinge für gar nicht erkennbar hielt, sondern über die Grenzen der menschlichen Erkenntniß hinaus in ein transcendental-ideales Gebiet verwies, der Materie gar keine Concessionen machen konnte. War ja doch nach Kant das ganze Erscheinungsgebiet ein Resultat unserer subjectiven nach Zeit, Raum und angeborenen Ideen bestimmten Auffassung.

Will nun der Verfasser seine Vermittlung durchführen, so kommen seine eigenen Ansichten in einen auffallenden Gegensatz zu einander. Er will es mit den Dynamikern, die ihm imponiren, durchaus nicht verderben und faßt die Materie als Producte von Kraftwirkungen, als Ausdruck von Kräften oder als Resultat eines wirkenden Gesetzes auf. Nichtsdestoweniger aber macht er den Atomisten folgende Concession:

„Wir nehmen einen wirklichen Stoff an, der das Substrat wirklicher Kräfte oder Kraftwirkungen ist — einen Stoff also, der nicht bloß ist, sondern auch Kraft hat und wirken kann durch diese, und nicht durch seine bloße Form und Existenz, wie eine extreme Atomistik will; und wiederum einen Stoff, der wirklich ist und existirt und nicht bloß gewirkt wird durch Kräfte, wie eine extreme Dynamik will.“ Wie ist dieser Widerspruch auszugleichen? Ist es aber dem Verfasser nicht gelungen, in diesem ersten Gegensatz von Kraft und Stoff eine befriedigende Lösung zu finden, wie wird er es in der künftigen Naturphilosophie, die er uns verspricht, anfangen, um die viel höheren Gegensätze, des Organischen und Unorganischen, der Teleologie und der blinden Naturgewalt u. s. w. auszugleichen?

M. Br.

## Neue Literatur der deutschen Geschichte und Alterthumskunde.

### 1.

Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie. Nach Urkunden zusammengestellt und herausgegeben von Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach. Mit 10 lithogr. Taf. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1861.

Die Freude Einzelner an der Vergangenheit des eigenen Geschlechts hat der historischen Literatur auch in den letzten Jahren mehrere nicht werthlose Monographien verschafft. Zumal die alten Familien des deutschen Adels haben ihre Blicke mit besonderer Liebe früheren Jahrhunderten ihres Ge-

schlechtz zugekehrt. Wenn auch zuweilen das Bestreben, sich selbst dadurch eine Bedeutung zu geben, mehr als billig hervortritt, so wird hier doch bereitwillig zugegeben, daß in dem Stolz auf die Tüchtigkeit der eigenen Ahnen ein sehr berechtigtes ethisches Moment liegt. Auch die Kritik wird solchen Familiengeschichten gegenüber gern eine gewisse Nachsicht üben, sie wird es natürlich finden, wenn die Freude an allem Guten und Mannhaften stark hervortritt, das Unwürdige und Schlechte mit Schonung und Verschwiegenheit behandelt ist. Von solchem Standpunkt darf sich die deutsche Geschichtschreibung das stattliche Werk über Göz und die Verlichingen wohl gefallen lassen. Dasselbe enthält nach einem allerdings nicht vollständigen Verzeichnisse der literarischen Hilfsmittel für die Geschichte des Junker Göz einen Abdruck seiner Selbstbiographie nach der Neuenstedtner Handschrift, dann Regesten, Urkunden und Actenstücke zu seiner Geschichte, namentlich im Bauernkriege, dann auch eine Geschichte seiner eisernen Hand und Erklärung ihres Mechanismus, darauf eine Geschichte der Familie und des Klosters Schönthal, welches enge mit dem Geschlecht verbunden durch vier Jahrhunderte ihre Begräbnisstätte war. Außerdem Abdruck zahlreicher Denksprüche und Gedichte auf den Junker und sein Geschlecht, welche theils von Reisenden in ein Stammbuch der eisernen Hand eingezeichnet wurden, theils durch freundliches Ersuchen von jetzt lebenden Dichtern erbeten worden sind. Das Werk ist würdig ausgestattet, mit Abbildungen des Ritters, seiner Hand, der Burg, des Grabmals, mit Facsimile, Wappen und Stammbaum, Alles wohl gemeint, unter den Urkunden mehreres Neue und Dankenswerthe.

Eines freilich ist dem Herausgeber nicht gelungen, das Bild des historischen Göz, wie es ernster Geschichtsforschung feststeht, in irgend einem wesentlichen Zuge zu ändern. Es ist durchaus nicht mehr möglich, den treuherzigen Mann als ein Muster von Tüchtigkeit und Biederkeit darzustellen, welches den sittlichen Anforderungen unserer Zeit Genüge thäte. Wenn Pietät oder Stolz diese Auffassung peinlich macht, der möge sich damit trösten, daß auch stärkere und wichtigere Vertreter des damaligen Landadels, wie Sickingen, nur geringe Hochachtung einflößen, und daß auch der geistvolle und feurige Hülten unsere Beistimmung genau da verliert, wo bei ihm der Junker anfängt: der Feind der Erwerbenden, der Ohrabschneider, der launenhafte und unordentliche Reiter. Es ist wahr, Göz von Verlichingen war in hohem Grade das, was wir einen guten Kerl nennen würden. Er war höchst zuverlässig und gewissenhaft innerhalb der Traditionen des Moralecodex, in welchem er aufgewachsen war. Er würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, Jemanden im Walde zu berauben, ohne vorher der Partei desselben einen Absagebrief gesandt zu haben, er würde es für die größte Niederträchtigkeit erklärt haben, einen seiner Raubgesellen bei

Todesnoth im Stiche zu lassen. Gern nehmen wir an, daß er die Opfer, welche er in Haft führte, menschlicher behandelte, als die meisten seiner Genossen thaten, und daß er sie nicht ohne einen Zug von guter Laune anschnaubte und mit dem Tode bedrohte, ja daß er sie wohlwollender, als irgend ein Anderer mit einem Tritt auf das Gesicht entließ. Aber alle diese menschlichen Eigenschaften, welche ihn unter seinen Standesgenossen immerhin als eine verhältnißmäßig behagliche Gestalt erscheinen lassen, reichen nicht aus, um ihn in der Hauptsache aus der Masse herauszuheben. Er war — in seiner Reiterzeit — ein adeliger Räuber, in den unsittlichen Ueberlieferungen seines Berufes aufgewachsen, eben so schädlich für Sicherheit, Bildung und Wohlstand seiner Zeitgenossen, ebenso unnütz für die höchsten Interessen seiner Zeit, als irgend ein anderer Junker, der am Main und Speßart auf Kaufmannsgüter lauerte und seine Fehdebrieife an die Thore von Nürnberg heften ließ.

Aber das war nicht seine Schuld, sondern Schuld des Standes, in dem er aufgewachsen war, Schuld seiner Zeit! — Auf diesen Einwurf, der eine Frage von allgemeinstem Interesse berührt, diene folgende Antwort. Für das historische Urtheil über Personen gelten drei höchste Grundsätze. Erstens wir haben jede Eigenthümlichkeit in Sitte, Rechtsgefühl, Moral einer vergangenen Periode abzuschätzen nach Sitte, Moral und Rechtsgefühl der Gegenwart. Wie unbefangen und liebevoll auch der Historiker das Besondere und Beschränkte irgend einer Zeit erkläre und in seinem innern Zusammenhange mit noch früheren Entwicklungsstufen als nothwendig und unvermeidlich darlege, immer muß bei Abschätzung des Guten und Bösen, des Segens und Nachtheils menschlicher Verhältnisse der letzte Maßstab seiner Beurtheilung aus der Bildung und den ethischen Bedürfnissen unseres Lebens genommen sein. Zweitens sind wir allerdings verpflichtet, den einzelnen Mann in irgend einer Zeit mit dem Maßstabe zu messen, welchen Intelligenz, Sitte und Moral seiner Zeitgenossen an die Hand gibt; und wir werden bei unserm Urtheile über seine Beschränktheiten sorgfältig zu unterscheiden haben zwischen dem, was seine Schuld und Schuld seiner Zeit ist. Eine Unterscheidung, die oft sehr schwer ist, den höchsten Scharfsinn und Unbefangenheit eines Historikers in Anspruch nimmt und nicht in allen einzelnen Fällen ein sicheres Endurtheil über den relativen sittlichen Werth oder Unwerth des Individuums gestattet, weil bei mangelhafter Kenntniß weit abliegender Zeiten oft dem schärfsten Auge unmöglich wird, zu unterscheiden, was Beschränktheit des Mannes und Beschränktheit der Zeit ist. Drittens endlich — und das ist im vorliegenden Falle entscheidend — haben wir die Pflicht, das Individuum innerhalb seiner Zeit zu messen nach dem Maßstabe, welchen die beste Bildung seiner Zeit an die Hand gibt, und wir werden, wo diese verurtheilt, nur Entschuldigungsgründe finden in den Beschränktheiten, welche dem Einzelnen durch seine Erziehung und Umgebung gegeben werden, und durch sein Hängen in einem größeren Kreise von Menschen und Interessen, welche in Opposition gegen die höchsten Forderungen ihrer Zeit dahingleben.

Von solchem Standpunkt aus ist es dem Historiker unmöglich, das Reiterleben des Berlichingers mit Billigung zu behandeln. Denn es war beim Beginn des 16. Jahrhunderts keineswegs die Behauptung einzelner, besonders hochgebildeter Männer, sondern eine allgemeine, durch alle Landschaften schallende Klage, daß das Treiben des niedern Adels im Ganzen betrachtet höchst rucklos und gemeinschädlich sei. Es war auch keine neue Klage. Durch drei Jahrhunderte waren seine Lieblingsneigungen als schlecht und verderblich verurtheilt worden, Kaiser und Reich hatten sie als unseidlich erkannt, durch einen großen Act der Gesetzgebung waren sie verdammt worden; kurz darauf fielen

die Reformatoren über die Unfittlichkeit und politische Unfähigkeit der großen Mehrzahl des Standes die strengsten Urtheile.

Wir sind deshalb verpflichtet, einige Fehler des niedern Adels, zumal der Reichsritterschaft, — denn der landsässige Adel war damals in größeren fürstlichen Territorien ein wenig besser gebändigt — als eine Schuld der Individuen zu betrachten, und den Einzelnen nur die Entschuldigung einzuräumen, welche ein aus Corps-Vorurtheilen stammendes Unrecht beanspruchen kann.

Dies Unrecht war aber nicht vorzugsweise die Gewohnheit, durch Fehden Selbsthilfe für erlittenes Unrecht zu suchen. Denn der Adel durfte im Anfange des 16. Jahrhunderts sich dabei auf eine allgemeine Volkssitte berufen, die sich seit dem 13. Jahrhundert in dem zerfallenden Körper des römischen Reiches unter bestimmten Formen ausgebildet hatte, die keineswegs eine Gewohnheit des Adels allein war, und die selbstverständlich durch das papierne Gesetz der machtlosen Reichsregierung nicht sofort beseitigt werden konnte. Denn eine Fehde begann nicht nur der Junker von seinem besetzten Hause, ebenso der einzelne Bürger gegen die eigene Stadt, mit der er in Unfrieden gekommen war, oder gegen einen Nachbarort, ebenso der Viehhändler, der Fuhrmann, der freie Bauer, der sich in seinem Geschäfte durch eine Gemeinde, einen Landesherrn, einen Gutsbesitzer geschädigt glaubte. Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts blieb die Neigung zu solcher Gewaltthat im Volke. Wer vor dem Gericht des Verklagten kein Recht finden konnte, oder überhaupt kein Gericht fand, das über seine Klage urtheilte, der warb, wenn er ein entschlossener Mann war, Genossen und suchte durch Schädigung der Gegenpartei Ersatz und Rache. Durch einen Fehdebrief mußte der Frieden abgesagt werden, ein solcher Brief mußte dem Befehdeten sicher unter die Augen gebracht werden. Man nahm es freilich auch damit nicht zu genau, oder richtete sich doch nach dem Stand des Befehdeten. Waren der Ankündiger und der Gegner von stattlichem Wohlstand, so trug ein reitender Edelknaube, in die Farben des Absagenden gekleidet, von einem Trompeter begleitet, den offenen Fehdebrief auf hohem Rosse in die Kluppe, das heißt in ein Sperholz, eingezwickelt. Die Courtoisie verlangte, einen solchen Boten anständig zu behandeln, mit freiem Geleit wieder zu entlassen, ihm eine Verehrung zu geben. Da auch die Kriegszüge noch den Charakter der Fehden hatten, so ließ es sich der einzelne Junker, welcher mit seinen Knechten einen Heereszug mitmachte, in der Regel nicht nehmen, auch seinen besondern Absagebrief zu schicken. Als der schwäbische Bund gegen Herzog Ulrich rüstete, kam ein Haufe von Absagebriefen in der erwähnten Weise nach Stuttgart getraht. Auch die Stadt Nürnberg war zuweilen, wenn der Landadel der Nachbarschaft sich gegen sie zusammenballte, in der Lage, diese Auffündigungen nach Hunderten zu zählen. Aber den Städtern gönnte der fehdelustige Junker nicht immer einen seiner Buben als Ueberbringer, er begnügte sich, sein Absageschreiben an das Stadthor oder an auffallende Punkte vor der Mauer, an das Siechenhaus, die Grenzsäule, ein Heiligenbild, bei Nacht und Nebel zu heften. Solche Fehdebrieft ließ sogar der Straßenräuber und Mordbrenner, — unsere Brandbriefe sind die letzte Erinnerung an den alten Brauch; wer keinen Namen darunter zu setzen hatte, der fügte wenigstens Buchstaben oder seinen Zinken, das Handzeichen der Gauner, dazu. War die Fehde in den herbömmlichen Formen durch einen Fehdebrief offen angekündigt, so galt sie in der Empfindung des Volkes noch lange für ein männliches Unternehmen, nachdem der Landfrieden, das Reichskammergericht und die Polizei der einzelnen Landesherrn diesem mittelalterlichen Brauch den Krieg erklärt hatten. Und wenn die Junker in Franken, Schwaben und am

Oberrhein kein anderer Vorwurf getroffen hätte, als dieser Neigung zu oft und zu gern nachzugeben, so würde ihre Sache vor dem Tribunal der Geschichte weit besser stehen.

Aber größer wird das Unrecht deshalb, weil sich in dem niedern Adel ein besonderer Raubfinn und ein Bedürfnis nach den abenteuerlichen Unternehmungen, deren Ziel die Aneignung fremden Eigenthums war, entwickelt hatte. Man darf wohl sagen, daß solche Abenteuer, Lauern auf Beute, Ueberfälle reicher Transporte, Kaufen an der Landstraße um Kaufmannsgüter, Fangen begüterter Fremden und Erpressen die Poesie des Standes geworden waren; wie leidenschaftliche Spieler freuten sich die Besseren weniger der Habe selbst, als der Aufregung beim Gewinn. Allerdings mußten bei solcher lockenden Arbeit gewisse Formen beobachtet werden, wodurch sich der gewissenhafte Reiter von dem Strolch unterschied. Bevor die Fehde angesagt wurde, mußte auch ein Grund dazu gefunden werden. Aber der schalste Vorwand war nur zu häufig Grund genug, selbst die Aufkündigung und die drei Tage oder 24 Stunden, welche zwischen Aufkündigung der Fehde und ihrem Beginn verlaufen sollten, wurden im Eifer vernachlässigt, und der Unterschied zwischen dem redlichen Reitersmann, der nur gegen seine erklärten Feinde, und die Feinde seiner Freunde ausritt, und zwischen dem berühmten Räuber, der alles Werthvolle, das ihm in den Weg kam, niederwarf, war zuweilen schwer zu erkennen.

Aber nicht nur die Freude an der Aufregung und der Beute waren übermächtig, vielleicht noch stärker arbeitete der Haß und die hochmüthige Verachtung, mit welcher der Reiter auf die Erwerbenden der Nation, zumal auf die Städter hinsah. Und derselbe Idealismus des Reiterhandwerks verband große Landesherren mit dem niedern Adel, den Junker mit dem fahrenden Reifigen, der zuweilen nichts Anderes war, als ein lungernder Räuber. Uns ist in das Reiterleben am Ende des Mittelalters reichlicher Einblick vergönnt. Die Chroniken der größern und kleinern Städte sind voll von Berichten über Fehden und ihren Verlauf, die Rathsprotokolle und hier und da ein Scharfrichterverzeichniß enthalten Hunderte von Namen deutscher Junker und ihrer Spießgesellen, welche zuletzt dem Gericht der erbitterten Bürger verfielen und „gerechtfertigt“ wurden. Am tiefsten vielleicht führen die Volkslieder jener Zeit in die Stimmungen ein, und besser als aus historischen Aufzeichnungen erkennen wir aus ihnen, wie geseßlos die gemüthlichen Neigungen des „Reiterordens“ und wie grimmig der Haß des Bürgers und Bauern gegen ihre Fahrten war.

Der Reiter ersucht in seinem Liede den Sanct Jörg, sein Rottmeister zu sein, und dem Adel bei Sturm und Wetter im Holz zu helfen, daß er die Bauern jage und fange, die Kaufleute mit Brennen und Raub aus ihrem Fuchspelz schäle, denn oft fehle dem Reiter Futter, Mahlzeit und Pfennige, der Kaufmann sei ihm Alles, sein Wildpret, dem er im Wald und auf der Heide auflaure, sein Singvogel, den er von seiner Waldhütte aus mit Hilfe des Rauz im Neg fange, damit er ihm in der Ringmauer seines Hauses singe, sein Fisch, der ihm in die Reusen gehe. Und der Städter singt dagegen den Kaiser Maximilian um Hilfe an, und wünscht in seinen Versen, die voll starker Beschwerden sind, dem Adel und seinen Knechten Gefängniß, Galgen und Rad.

Unter so hochgespannten Gegenätzen wuchs auch Böß von Berlichingen herauf in allen Vorurtheilen des Reiterordens. Ungewöhnlich war seine Kühnrigkeit, Verwegenheit und Ausdauer, und die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf Allem stand, was er für sein Recht und die Freude seines Standes hielt.

Diese Eigenschaften machten ihn zu einem angesehenen Mann unter seines Gleichen, zu einem gefürchteten und vielgehassten Gegner. Sie schützten ihn nicht vor Streichen, bei denen ein weites Reitergewissen nöthig war. Er wurde ein gesuchter Bundesgenosse bei jeder Fehde, er wurde ein Schrecken der Bürger im ganzen westlichen Deutschland. Aber offenbar auch eine der poetischen Volksfiguren, welche neben der Furcht und dem Haß eine widerwillige Bewunderung einflößten. Seine Reiterstreiche wurden in der Dorfhütte wie in den Kaufhallen von Nürnberg und Augsburg mit leidenschaftlichem Antheil gehört. Und die besseren Seiten seines Wesens, treues Worthalten, Zuverlässigkeit, Gutherzigkeit und billiger Sinn wurden sicher auch von seinen Feinden gerühmt, wie das Volk bei schlechteren Gesellen, welche ihm die Phantasie füllen, zu thun pflegt.

Dieses wilde Abenteuerleben erreichte seinen Höhenpunkt in der großen Nürnberger Fehde, in welcher Götz mit Uebermuth und einer Dreistigkeit, welche in offenbarem Mißverhältniß zu seinen Kräften stand, den Kampf gegen die neuen Gewalten der Zeit begann. Nur mit schwerem Verlust vermochte er sich herauszuziehen.

Zwar rettete er sich durch seine Gönner nach einiger Einbuße. Aber die Fehde wurde ihm doch verhängnißvoll; die allgemeine Aufmerksamkeit war auf ihn gelenkt, seine Tollkühnheit, seine Reiterkünste wurden allgemein besprochen. Er schien eine wichtige Person, deren Genossenschaft zu werben bei jedem wilden Werk nützlich sein mochte. Seitdem wurde er stärker in die größeren politischen Conflictte hineingezogen. Für diese Kämpfe aber war sein Wesen nicht gemacht. Denn wie die Waldfahrten der Reiter keine gute Vorschule für größeren Soldatendienst waren — weder Sickingen noch Götz haben kriegerische Talente erwiesen, und Fronsdberg wurde zum Feldherrn, weil er den Reiterbrauch ganz verließ — so waren sie auch sehr wenig gemacht, ein politisches Urtheil und Einsicht in die großen Geschäfte zu gewähren. Im Kampf des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich, wie im Bauernkriege wurde Götz ein Opfer, nicht ein Führer. Und weil er ehrlicher und stierköpfiger, treuer und rathloser als seine Genossen war, traf ihn das Verhängniß ärger und vernichtender als Andere. Um sein Leben zu retten, sein Schloß, Weib und Kind, ließ er sich bewegen, Führer der Bauern zu werden; er hielt mit buchstäblicher Ehrlichkeit unter ihnen aus, in der That ein gebrochener, schwer bekümmter Mann und ihr Gefangener. Es war ihm schrecklich, als der Abt von Amorbach ihm in der Todesangst zwei silberne Becher schenkte, grade wie dem Metzler und den andern Mordbrennern, aber er hatte nicht den Muth, das Geschenk zurückzustossen. Und seine Hausfrau verschmähte nicht ganz, geraubtes Silbergeschirr von den Bauern aufzukaufen.

Seitdem ist er ein besonders deutliches Beispiel, wie die große Veränderung in der Bildung, welche mit der Reformationzeit eintrat, auch Leben und Charakter des deutschen Landadels umwandelte. Grade daß er kein Mann von besonders hochfliegenderm Geist oder von großem Talent war, macht die Umwandlung, welche er erfuhr, besonders lehrreich. Er wurde durch die neue Fürstengewalt, den Landfrieden und das Reichskammergericht gebändigt und eingeengt, er wurde Protestant, er wurde endlich sogar Schriftsteller, und er, der alte Gegner der Städte, widmete seine Lebensbeschreibung in seinen alten Tagen zwei Stadtbürgern grade der Gemeinde, mit welcher er in seiner wilden Reiterzeit in heftigem Conflict gewesen war. Einst hatte er es bei einem Ritt für ein gutes Omen gehalten, daß die Wölfe in eine Schafheerde fielen und ein Schaf im Maule davontrugen, denn er selbst führte

das Bild des Wolfes mit einem Schaf im Nacken als Helmschmuck. Als dem alten Wolf das Gebiß ausgebrochen war, und er gegen Handgelöbniß auf seiner Weste saß, im engen Gewahrsam, da begann er selbst um seine Kinder und Schafe zu sorgen, er war thatsächlich bereits ein moderner Gutsbesitzer geworden, der den Ertrag seiner Aecker steigerte und die Gesellschaft kluger und unterrichteter Leute suchte. Aber auf den Abenteuern seiner Reiterzeit lag ihm noch ein verklärender Schein, und wir dürfen annehmen, daß er einem jüngern Geschlecht, das unter ganz veränderten Culturverhältnissen heranwuchs, gern von seinen nächtlichen Ritten erzählte, und wie wacker und unbändig er sich mit aller Welt gerauscht hatte.

Und wie er selbst, so sahen seine Standesgenossen bis in das nächste Jahrhundert herein ihr ganzes Leben in zweifachem Lichte. Sie waren in Wirklichkeit sämmtlich auf dem Wege Gutsbesitzer zu werden. Was sie durch Beute und Reiterzüge etwa noch einmal erwerben konnten, war weniger, als was sie dabei auf das Spiel setzten. Sie standen bereits als Grundeigentümer in sehr modernen Fehden, in Processen um Mein und Dein beim Kammergericht oder vor den Gerichten ihres Landesherren, sie fanden in ihren Gemeinden bereits eine Autorität, welche sie in ganz anderer Weise zu berücksichtigen hatten, als im Anfange des Jahrhunderts. Denn an die Stelle der armen und rohen Dorfpfaffen waren bei jeder Partei der Kirche Geistliche getreten, welche höhere Bildung besaßen und größere Ansprüche machten. Auch die Junker hatten zu besorgen, daß der Geistliche ihnen in das Gewissen sprach und auffallende Verstöße ihres Lebens an heiliger Stätte vor den Ohren ihrer Bauern verurtheilte. Ja unter ihren Bauern waren solche nicht mehr selten, welche lasen und schrieben, einen kleinen geistlichen Tractat studirten und über den Glauben ihres Herrn ernsthafte Betrachtungen anstellten. Die Edelleute selbst waren durch die große Aufregung der Reformationszeit gezwungen worden, weit andere Nachrichten mit Interesse zu hören, als die, daß ein Sammtballen von Nürnberg oder Pfeffersäcke von Augsburg unterwegs seien, sie selbst hatten leidenschaftlich Partei genommen für und gegen Luther, für und gegen die Nonnen, für und gegen den Kaiser, sie hatten sich um die Lehre vom Abendmahle gekümmert, und waren ernstlich bemüht, jüngere Söhne am Hofe eines Landesherren in etwas Latein oder Französisch unterrichten, vielleicht sogar studiren zu lassen. So wenig ausführlich Götz von Berlichingen den letzten Theil seines Lebens beschreibt, so ist doch sehr deutlich zu erkennen, wie vollständig er diese Wandelungen durchgemacht hat.

Nicht der jugendliche Reiter Götz ist es, der uns den größten menschlichen Antheil einflößt, sondern der alte bedächtige Mann, der sich noch im Winter des Jahres 1562 über die Handschrift beugt, in welcher er seinem lieben Freunde Feyerabend, dem Bürger von Heilbronn, einem Sippen des großen Buchhändlergeschlechts, von seiner ungebändigten Jugend berichtet.

### Berliner Brief.

Berlin 24. Febr.

Der Lärm, der durch den großdeutschen Notenangriff veranlaßt war, klingt noch nach. Der Angriff ist sogar noch verstärkt worden, da neuerdings auch Mei-